

Vor 84 Jahren – am 22. Juni 1941 – erfuhren Millionen Bürgerinnen und Bürger der Sowjetunion aus dem Radio vom deutschen Überfall auf ihr Land. Dieser Tag hat sich tief in das Gedächtnis der Zeitzeugen eingepägt: man erinnerte sich ganz genau an den „sonnigen, warmen Sonntag“ – an das, was sie an jenem Tag taten und wie sie von der schrecklichen Nachricht erfuhren.

So berichtete etwa Wiktor Plachow, ein Zeitzeuge: „Der Krieg kam unerwartet. Man kann mit Sicherheit sagen, dass am 22. Juni das ganze Land wie erstarrt war, als Mitteilung im Radio übertragen wurde. Manche Menschen gerieten in Panik. Bekannte, Kollegen, Familienangehörige – niemand konnte seine Angst verbergen. Alle stellten dieselbe Frage: Was kommt jetzt? Die Menschen waren von quälender Unruhe erfasst: Wie soll man nun weiterleben?“

Für die Bevölkerung der Sowjetunion bedeutete dieser Tag einen tiefen Einschnitt – er trennte ihr Leben in ein Davor und ein Danach. Der rassenideologisch motivierte Raub- und Vernichtungskrieg der Deutschen brachte eine bislang ungekannte Dimension der Grausamkeit über das Land.

Der sowjetische Schriftsteller Il’ja Ehrenburg schrieb kurz nach dem Krieg: „Es gab in unserem Land wohl keinen Tisch, an dem die Menschen, wenn sie abends zusammenkamen, nicht einen leeren Platz spürten.“ Der Schmerz und der Verlust, die damals unzähligen Menschen zugefügt wurden, wirken bis heute nach.

Den 65 Millionen Zivilistinnen und Zivilisten in den von Deutschland besetzten Gebieten brachte der Krieg Hunger, Tod und Angst. Insgesamt verlor die Sowjetunion 27 Millionen Menschenleben. An einen kleinen Teil dieser Opfer erinnern wir heute auf dem Bonner Nordfriedhof – hier ruhen sowjetische Kriegsgefangene, von denen dreieinhalb Millionen ermordet wurden, sowie osteuropäische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die hierher deportiert wurden und infolge unmenschlicher Lebensbedingungen, schwerer Arbeit, Misshandlungen und Unterversorgung ums Leben kamen.

Dass wir gerade an diesem Ort gedenken, erinnert uns daran: Diese Verbrechen geschahen nicht nur „weit im Osten“, sondern auch hier – direkt vor unserer Haustür, in unserer eigenen, ganz realen Welt.

Der Weg der sowjetischen Opfer in das deutsche kollektive Gedächtnis war lang und mühsam.

Zum einen, weil diese Opfer jahrzehntelang hinter dem Eisernen Vorhang verschwanden – aus politischer und öffentlicher Wahrnehmung gedrängt. Zum anderen, weil mit ihrer Erinnerung auch eine besonders schmerzhaft Verantwortung der deutschen Mehrheitsgesellschaft verbunden ist: Denn sehr viele profitierten von der Sklavenarbeit der anderen, unterstützten die Verbrechen – oder wollten sie nach dem Krieg schlicht vergessen.

Es ist eine Erinnerung, die weh tut.

Es muss immer wieder daran erinnert werden, dass die Beschäftigung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern in engem Zusammenhang mit der Kriegsführung im Osten stand. Die rücksichtslose Ausbeutung der besetzten Gebiete, die systematische Vertreibung und Vernichtung der dortigen Bevölkerung waren zentrale Elemente der nationalsozialistischen Lebensraumpolitik.

Für die deutsche Führung galten die Menschen in den besetzten Gebieten auch als „Exportartikel“, die einer „gewinnbringenden Tätigkeit“ zugeführt werden sollten.

Insgesamt wurden rund acht Millionen Zivilistinnen und Zivilisten – vor allem Frauen und Jugendliche – in das Deutsche Reich verschleppt. Im September 1942 befahl Hitler die Rekrutierung einer halben Million Ostarbeiterinnen als Haushaltshilfen für deutsche Familien. Gezielt sollten sowjetische Frauen zwischen 15 und 35 Jahren „angeworben“ werden. Seit dieser Zeit kann man von regelrechten Menschenjagden sprechen.

Die Bevölkerung wurde nach ökonomischen Kriterien selektiert: arbeitsfähige junge Männer und kinderlose Frauen wurden für den Arbeitseinsatz erfasst – Frauen mit Kindern und ältere Menschen hingegen häufig brutal ermordet. (Auch in Bonn befanden sich Zwangsarbeiterinnen, die im Rahmen solcher sogenannten Partisanenbekämpfungsaktionen verschleppt worden waren.)

Im Raum Bonn gab es kaum einen gewerblichen oder landwirtschaftlichen Betrieb, der keine ausländischen Zivilarbeiter oder Kriegsgefangenen beschäftigte.

Dazu gehörten unter anderem die Vereinigten Aluminiumwerke im Bonner Norden, die Wessel-Werke in Poppelsdorf und im Westen Bonns, die Firma Moeller am Güterbahnhof, die Firma Soennecken in Poppelsdorf, die Jutespinnerei und die Firma Marquardt in Beuel sowie die Ringsdorffwerke und die Chamotte- und Dinaswerke in Bad Godesberg-Mehlem.

Mit fortschreitender Kriegsdauer lässt sich der Einsatz von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern in nahezu allen Wirtschaftsbereichen nachweisen – von der Industrie über die Landwirtschaft bis hin zu privaten Haushalten.

Auch die Bonner Stadtverwaltung sowie zahlreiche Kommunen setzten Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in großem Umfang ein – etwa bei den städtischen Straßenbahnbetrieben, im Luftschutzbau oder bei der Trümmerbeseitigung nach Luftangriffen.

Wie wurde das von der Bonner Bevölkerung wahrgenommen? Der Arbeitseinsatz ausländischer Arbeitskräfte galt weithin als selbstverständlich. Junge Mädchen in deutschen Haushalten gehörten zum Kriegsalltag.

Tatsächlich stellte die Mehrheit der Zwangsarbeitenden Frauen dar – ein Umstand, der viel über den rassistischen Diskurs jener Zeit aussagt: Je „niedriger“ eine Nationalität in der NS-Rassenhierarchie eingestuft war, desto höher war der Frauenanteil unter den Zwangsarbeitenden. Besonders grausam zeigte sich die nationalsozialistische Politik im Umgang mit schwangeren Frauen und ihren Kindern.

Neugeborene wurden den Müttern oft unmittelbar nach der Geburt weggenommen – um die „Produktivität“ der Frauen nicht zu gefährden. Ein erschütterndes Zeugnis davon sind die Kindergräber auf dem Bonner Nordfriedhof.

Hier befand sich bis zur Wiedervereinigung die zentrale Mahnstätte der Bundesrepublik – allgemein gehalten als „Gedenkstätte für alle Opfer von Krieg und Gewalt“. Abseits davon finden sich zahlreiche sowjetische Gräber – viele davon für Kinder, die in der sogenannten „Kinderpflegestätte“ im nahegelegenen Alfter an Unterernährung und Vernachlässigung starben. Die Gleichgültigkeit, mit

der lokale Bauern und der Ortsbürgermeister den Tod dieser Kinder hinnahmen, ist aus heutiger Sicht kaum fassbar.

Viele der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wurden schließlich auch zu den letzten Opfern der nationalsozialistischen Gewalt: Sie starben auf Todesmärschen kurz vor der Befreiung – oder bei Bombenangriffen, weil ihnen der Zugang zu Luftschutzkellern verwehrt wurde.

Da sich viele Außenlager in Stadtgebieten oder direkt bei Fabriken befanden, waren die Zwangsarbeitenden den Luftangriffen besonders schutzlos ausgeliefert. Für viele wurde das Bombardement zum blanken Inferno.

Noch weitere Gefahren brachte die Schlussphase des Krieges. So kam es vielerorts zu den sog. „Tötungsverbrechen“, bspw. Massenhinrichtungen von Ostarbeitern wegen angeblicher Straftaten.

Dieser Aspekt eröffnet uns eine ganz neue Dimension der Täterschaft: Die deutsche Gesellschaft war – auch weit entfernt von der Frontlinie – aktiv in den rassenideologischen Krieg eingebunden: durch die Auswahl, Ausbeutung und Ausgrenzung der sogenannten „Ostarbeiter:innen“, und oft auch einfach durch Wegsehen – bei Misshandlungen, Demütigungen und sogar bei Morden.

Viele der Opfer wurden namenlos in Massengräbern verscharrt, während die Verantwortlichen zumeist unbehelligt weiterlebten. Ihre individuellen Schicksale sind nur schwer zu rekonstruieren – nicht zuletzt, weil die Angaben in den erhaltenen Akten oft fehlerhaft, lückenhaft oder entmenschlichend sind.

Zwei dieser Schicksale möchte ich heute aus der Anonymität herausholen:

Irina Alexandrova, geboren 1921 in Tver, wurde als Landarbeiterin auf einem Obstgut in Bonn eingesetzt. Was wir über sie wissen, ist erschütternd: Am 30. Januar 1945 nahm sie sich das Leben, indem sie Essigessenz trank. Für viele Zwangsarbeiterinnen war Selbstmord eine der wenigen – verzweifelten – Möglichkeiten, dem System der Ausbeutung und Gewalt zu entkommen.

Die zweite, die ich nennen möchte, ist Nina Baryschnikowa – eine junge Frau aus Artemowsk, dem heutigen Bachmut in der Ostukraine. Nach 1941 wurde sie ins Deutsche Reich verschleppt und zur Zwangsarbeit bei der Firma Soennecken im

Bonner Stadtteil Poppelsdorf gezwungen. Dort kam sie – so die knappe Angabe – „an der Arbeitsstelle durch elektrischen Strom zu Tode“. Mehr wissen wir nicht.

Heute steht an diesem Ort das Botanische Institut der Universität Bonn. Seit dem 20. Januar 2020 erinnert ein Stolperstein am Eingang an ihr kurzes Leben und ihr Leiden:

„Hier arbeitete Nina Baryschnikowa, Jahrgang 1923, Ukraine, Zwangsarbeiterin, deportiert, tot 1.11.1944.“

Nina steht exemplarisch für die lange übersehene Rolle sowjetischer Zwangsarbeiter:innen in der deutschen Erinnerungskultur. Sie war die erste Zwangsarbeiterin, für die in Bonn ein eigener Stolperstein verlegt wurde – in der Kirschallee, am früheren Standort der Firma Soennecken.

Als der Stein im Januar 2020 verlegt wurde, war niemand anwesend, der ihr gedachte. Dieses Schweigen ist bezeichnend – es zeigt die große Leerstelle im Gedenken an die Zwangsarbeiter:innen, nicht nur in Bonn, sondern in ganz Deutschland.

Es ist unser gesellschaftliches Anliegen, diese Orte sichtbar zu machen, Menschenschicksale zu rekonstruieren und Zeichen des Gedenkens zu setzen. Denn lebendiges Gedenken braucht nicht viel – nur den Willen, zu wissen, und die Bereitschaft, den Stimmen der Überlebenden und ihren Geschichten zuzuhören.

Jede dieser Geschichten ist ein konkretes Menschenschicksal – und je genauer wir uns mit ihnen befassen, desto aufrichtiger, menschlicher und verantwortungsvoller wird unsere Erinnerungskultur.

Mehr als 80 Jahre nach Kriegsende sollten wir den Opfern des Vernichtungskrieges wenigstens ihre Würde zurückgeben – etwa durch die Rekonstruktion ihrer Namen und, wenn möglich, ihrer Lebenswege.

Die Auseinandersetzung mit dem Überleben inmitten der Unmenschlichkeit und die Besuche an den Orten des Todes fordern uns heraus. Doch, wie Primo Levi schrieb:

„Man ist versucht, sich erschauert abzuwenden und sich zu weigern, zu sehen und zu hören – das ist eine Versuchung, der man widerstehen muss.“

Dieser Wunsch – menschlich so einfach– sollte uns allen Auftrag sein.

Vielen Dank.